

Handwritten signature or note at the top right of the page.

Redaktion, Administration u. Druckerei:

Kolowratring, Fichtengasse N. 11.
Kaufbriefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgegeben.

Ankündigungsbureau:
Stadt, Weillstraße 28, Inserationspreis nach Tarif, Inserate
Ehrenwort: Wien, Adm. Exp. in Prag und
Brünn; Jos. A. Kersch, Zeitungs- u. Anz.-Exp.
in Graz; J. B. H. Kersch, Zeitungs- u. Anz.-Exp.
in Linz; Jos. Schwarz, Anz.-Exp. in Budapest; Jos. Anz.-
lander, John P. Jones & Co. in Paris, 21 bis, Rue
de Valenciennes; Rudolf Mosse in Berlin,
München, Leipzig; Haasenstein & Vogler in
Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., u.
Hannover; Heinrich Fischer, Anz.-Exp. in
Hamburg; Heilmann & Co. in Köln a. Rh., in
Hamburg; Orell Füssli & Co. in Zürich u. Basel;
Dayrol & Sons in London; Vertreter für
Deutschland, Frankreich, England, Italien etc.: Sar-
bachs News Exchange, Mainz.

Abonnement für Wien:
In Hauptverlag, Weillstraße 28, Ganzjährig K. 48.50,
monatl. K. 4.00. Mit dgl. zweimaliger Zustellung im
Haar Vierteljährig K. 12.00, monatl. K. 4.20.
Einzeln: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nach-
mittagsblatt am Montag nach zwei Folioseiten 12 H.,
Morgen- u. Abendblatt 40 Pf.
Für Deutschland (Morgen- und Nachmittagsblatt
einzeln) alle in Jr 30 Pf.
Abendblatt allein je 15 Pf.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Mit dgl. einmal Postverendung: Ganz J. 36, halbj.
K. 18, viertelj. K. 12, Mit dgl. zweimal Postverendung:
Ganz J. 66, halbj. K. 32, viertelj. K. 18.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig.

Belgien (Grenzland-Versand): Deutschland, K. 24.
Serbien K. 20, 6 Staaten d. Westpostvereines K. 24.
Bei den Postämtern in Deutschland
11 M. 10 Pf., Schweiz 14 Fr. 50 Ct., Belgien 16 Fr.
40 Ct., Italien 14 L. 30 C., Rumänien 15 Fr. 25 Ct.,
Serbien 12 Fr. 80 Ct., Bulgarien 12 Fr. 40 Ct.,
Russland 6 Rub. 25 Kop., Griechenland (b. d.
Buchh. Herz & Barth, Athen od. Zeitsch. Exp. I. Triest) 4
Europ. Türkei K. 12.00, Anat. Türkei K. 17.40.
Ägypten 15 Fr. 30 Ct., Dänemark 16 L. 20 Ders.
Bei den Agenturen in Italien: Sarbachs News
Exchange, Mailand, 1, Via Firenze, K. F. Obbligato,
Mailand und Rom, Loeschner & Co. in Rom 20 Franco
40 Ct.; Frankreich: Sarbachs News Exchange,
Paris, 12, 56, rue de la Victoire, Agence Havas, Paris,
29 Fr. 50 Ct.; England: Sarbachs News Exchange,
London, 18, John Street, Adelphi, Strand W. G. A.
Storer & Co. in London, 18, Abchurch Lane, London,
amerika: E. Steiger, 35 Park Place, G. E. Steiger,
103 Broadway in New York, 6 Doll. 40 Ct. Vert. für
Deutschland, Frankreich, England, Italien etc. Sarbachs
News Exchange, Mainz, Heilmann & Co., Köln a. Rh.
Für die an Agenten, Anzeiger oder Verordnungs-
bestellen Bestellungen leisten wir keine Garantie.

Nr. 15990.

Wien, Donnerstag, den 25. Februar

1909.

Wien, 24. Februar.

Die ruhigere Stimmung hat auch heute angehalten, trotz der heftigen Aeußerungen, die aus Serbien herüberkamen und obwohl zum Kriegsminister des neuen Kabinetts ein General berufen ist, der als entschieden kampflustig gilt. Die ruhigere Stimmung hat sich eingestellt, weil es ganz Europa zum Bewusstsein gelangt ist, was die Herausforderungen des kleinen Landes bedeuten, das den vielverehrten Wegen der Politik des Herrn von Szowolsty bald mit Enttäuschung, bald wieder mit Hoffnungen folgt. Ganz Europa hat erkannt, daß ein Krieg in den ferbischen Bergen, der die russischen Panzslawen zur großen Ermüdung Serbiens schon im Vorhinein zu den leidenschaftlichsten Ausfällen gegen Oesterreich-Ungarn begeistert, in Rußland einen Sturm hervorzurufen würde, der die Ruhe des Erbteils stören und schwere Verlegenheiten und Verzweiflung schaffen würde. Gerade weil man jetzt überall das Gefühl hat, daß Serbien nicht Oesterreich-Ungarn allein herausfordert, sondern daß die Wirbel, die es aufwirft, bis zu den Verbündeten Oesterreich-Ungarns und Rußlands, bis nach Deutschland und Frankreich reichen, sagt man sich, daß vorausichtlich das Mögliche geschehen werde, um die Belgrader Störenfriede zur Vernunft zu bringen. Bei uns, das weiß ganz Europa, wird Geduld bis zur äußersten Grenze geübt werden, und erst wenn alle Langmut sich als verloren erweist, wird hier zum letzten Mittel gegriffen werden. Wer für den Frieden arbeiten will, muß sich an Serbien wenden. Den Status quo, den wir nur der Form nach einer Verringerung unterzogen, die nun auch die Türkei selbst genehmigt hat, will Serbien der Sache nach umstürzen, und an Serbien scheinen denn auch, auf Anregung des Deutschen Reiches, Frankreich, Italien und England ihre Mahnungen richten zu wollen.

Von einem allgemeineren Standpunkte aus besehen ist dieses Zusammenwirken zum mindesten ebenso interessant wie der von den Belgrader Chauvinisten gegebene Anlaß. In der ersten Reihe der Mächte, die eine Friedensaktion für nötig halten, stehen Deutschland und Frankreich, und es ist ein historisches Ereignis, daß die beiden, durch das gemeinsame Interesse geeinigt, tatsächlich gemeinsam vorgehen wollen. Wenn sie in früheren Phasen der Orientpolitik gelegentlich auf derselben Seite zu finden waren, so handelte es sich um Dinge von geringem Gewicht oder sie waren in gleicher Sache mit anderen tätig; diesmal sind sie die Führenden, und darin liegt die Bedeutung. Es hat sich gezeigt, daß sie beide den festen Willen haben, sich nicht durch Ereignisse, die von außen herankommen, in die Möglichkeit drängen zu

lassen, einander feindlich gegenüberzustehen. Sie wollen nicht, weil Rußland wegen Serbiens in Erregung gerät und weil Petersburger und Moskauer Phantasien mit dem Gedanken an Krieg spielen, in die Notwendigkeit versetzt werden, in ihrer Eigenschaft als Alliierte für und gegen Rußland, selbst an Krieg zu denken. Jahrzehntelang war davon gesprochen worden, daß der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich um irgend eine geringfügigkeit ausbrechen könne, daß man eines Tages irgend eine kleine Kontroverse plötzlich zu Riesengröße werde aufschwellen sehen und daß aus ihr der Krieg hervorzubrechen werde. Jetzt sieht man, daß Deutschland und Frankreich allem ausweichen, was sie zum Zusammenstoß führen könnte, und daß nicht etwa Vorwände gesucht werden, um ihm nahezu kommen, sondern Auswege, um ihm nur ja nicht nahezu kommen. Vor kurzem haben sie sich über die Reste der marokkanischen Angelegenheit verständigt und so die Ueberbleibsel aus einer gefährlichen Zeit beseitigt; jetzt sind sie zu einer gemeinsamen Warnung in Belgrad gewillt, um nicht durch die Rückwirkungen des Streitiges, den Serbien mit uns sucht, vielleicht in die Situation von Leuten zu geraten, die sich kalten Blutes mit der Eventualität eines Zweikampfes bedrohen müssen. Deutschland und Frankreich wollen also keinen Zweikampf, sie wollen in Frieden miteinander leben. Das ist nicht durch ein Verbrüderungsgebet und nicht durch feierliche Reden zu stande gebracht und bekräftigt worden, sondern, was viel schwerer wiegt, durch einen sehr einfachen diplomatischen Meinungsaustausch, der aber nie hätte stattfinden können, wenn nicht die Diplomaten wüßten, daß sie der Willensrichtung ihrer Nationen damit durchaus entsprechen. Ohne viel Aufsehen, fast wie zufällig, haben sich die beiden Völker gefunden.

Wer die schlichten Tatsachen, deren Zeugen wir sind, genau betrachtet, wird gesehen, daß sie für Europa eine ganz neue Konstellation eröffnen. Es ist nach dem, was jetzt geschieht, schwer anzunehmen, daß es doch noch einmal zu einem Revanchekriege kommen werde. Gewiß werden sich die Verhältnisse wieder ändern und Rußland wird wieder stärker werden als es jetzt ist. Aber die Schwäche Rußlands ist es nicht allein, die Frankreich friedlicher gemacht hat; sie hat nur den Kriegsdeklamatorien ein Argument genommen, mit dem sie die große friedliebende Mehrheit des Volkes immer wieder abhielten, sich ihrer Friedensliebe ganz bewußt zu werden. Diese Friedensliebe selbst hat sich fortwährend vertieft, und ganz im stillen ist Frankreich dabei angelangt, den dreieinigen Krieg gegen Deutschland nicht als eine Ehrenpflicht, als die man ihn darstellen wollte, zu betrachten,

sondern als eine Katastrophe für beide Teile. Das französische Volk bedarf keines Krieges, um vor der Welt rehabilitiert zu sein; es hat seinen heldenmütigen Patriotismus durch die Massenerhebung nach dem Sturze des Kaiserreiches bewiesen, hat seither ein großes Kolonialreich geschaffen, hat im Innern wichtige Reformen vorgenommen und hat seinen Gesichtskreis weit ausgedehnt. Das Frankreich von heute ist nicht mehr das Frankreich von ehemals und kann, ohne sich das Geringste zu vergeben, mit Deutschland zusammengehen, ja sogar Freundschaft schließen. Mehr noch; wenn es wirklich Freundschaft mit ihm schließt, so wird gerade dies einer seiner größten Ehrentitel sein, denn es wird Europa damit die stärkste Sicherheit friedlicher und fortschrittlicher Entwicklung gegeben haben. Frankreich und Deutschland als Freunde, das wäre ein politisches Idealverhältnis.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich haben sich aus vielen Gründen allmählich gebessert. Vielleicht das Wichtigste aber war die in Frankreich zu Tage getretene Erkenntnis, daß aus der Gegenseitigkeit zwischen ihnen nur andere Vorteile ziehen konnten. Eine Politik, die an ein bestimmtes Gefühl gebunden ist und sich nicht frei bewegen kann, ist immer mangelhaft; die Staaten, die seinerzeit das Legitimitätsprinzip befolgten, und eintreten zu sein meinten, wenn sie sich um eines praktischen Gewinnes willen dagegen verdingigten, haben nur üble Erfahrungen gemacht, denn Freunde und Feinde nützen diese Unfreiheit aus. So mußte es Frankreich ergehen, wenn es sich auf den Gehensatz zu Deutschland festlegte, und es hatte in der Tat einen Staatsmann, der dies nicht nur einsah, sondern auch Mut genug befaß, sich von dieser Einsicht leiten zu lassen: Jules Ferry. Noch weiter aber als Ferry geht jetzt das Ministerium Clemenceau-Richon, und daß es weiter gehen kann, beweist, um wie viel reifer jetzt die öffentliche Meinung ist als damals. Der Fortschritt ist außerordentlich, die Zeit und die zunehmende politische Bildung haben das Ihrige getan. Daß auch die unabänderlich friedliche Haltung des Dreiebundes gewirkt hat, ist selbstverständlich; die Tatsache, daß mitten in Europa eine starke Vereinigung von Mächten eine in der Hauptsache gleiche und stetige Richtung verfolgte, welche Wandlungen immer sich auch ringsumher vollzogen, hat unzweifelhaft den Gang der europäischen Politik und hat insbesondere auch die Entwicklung der Ideen in Frankreich beeinflusst. Die Allianz, zu der Bismarck und Andrassy den Grund legten, wurde eine der Voraussetzungen dafür, daß Deutschland und Frankreich sich jetzt, dreißig Jahre später, einander nähern können, und Algieras war die Station, auf welcher der

Die heutige Nummer enthält:
„Natur- und Völkerkunde“:

„Chirurgische Bestrebungen bei der Behandlung der Lungentuberkulose.“ Von Dr. Hugo Kraus. Miscellen. Seite 22 bis 24.

Ferner:
Die 19. Fortsetzung von „Das Kind von Goslar“ von Adolf Wilbrandt. Seite 21.

Fenilleton.

Brahms von Klinger.

Von Hermann Bahr.

Der Brahms von Klinger, für Hamburg bestimmt, steht jetzt in der Berliner Sezession. Ich war neulich lange dort, zur Offenszeit, wo die Ausstellungen leer sind und man mit den Werken allein sein kann. Lange sah ich still vor ihm, bis dann wieder Leute kamen und jenes vergnügliche Lächeln der Erleichterung durch den Saal fuhr, das der Deutsche hat, wenn ihm das Werk eines Künstlers mißlungen scheint. Da war ich aus meinen Erinnerungen aufgeschreckt, in die mich der Anblick der seltsam verschlungenen Gestalten entriekt hatte. Beschämt schlich ich weg von den Klagen, die gleich ein Urteil haben und so sicher sind, daß es keinem je gelingen kann, ihnen was vorzumachen, weil ein geübtes Mißtrauen sie schützt. Ich schämte mich, wie doch jeder der hellen Berliner in der ersten Minute gleich alle „Fehler“ traf, in der zweiten die Ralte und Leere der Komposition fand und in der dritten mit dem ganzen Klinger überhaupt, der in den letzten Jahren doch recht überschätzt worden, fertig war. Da nahm ich meine lieben Erinnerungen schnell, und wir setzten uns in ein Automobil, und im Sausen durch die Stadt, in unbekanntesten Straßen, an fremden Gesichtern vorbei, die ich nie mehr sehen werde (so bies wunderbar beruhigende Gefühl der großen Stadt, in der man so tief verborgen ist,

o du gütiger Schutz der Berliner Einsamkeiten!), konnte ich dankbar hegen, was mir im Glanz der weißen Gestalten aufgeschossen war.

Vergangenes stand plötzlich mächtig vor mir da. Fünfundzwanzig Jahre war's im letzten Sommer her, daß ich als wilder junger Mensch, in Rinbach am Traunsee, an einen anderen geriet, der hieß Hugo Wolf und war bleich von großen Dingen und dampfte vor Jugend; in dieser Sehnsucht fanden wir uns. Heiter war er seiner Kraft gewiß, ein kaltes Entzücken umgab ihn, wenn er seiner Seele hochend sah, und mit schenkender Liebe war er bis an den Rand gefüllt. Aber auch mit dem großen Haß. Junge Menschen brauchen den Haß, an dem der Mut sich übt; es ist wie ein Affent in frischer Morgenluft, man wird für den ganzen Tag gelenkt. Laßt doch den jungen Leuten ihren Haß, sie werden sonst vor der Zeit fett! Seiner hieß Brahms. Dem wurde nun alles Böse, was nur junger Jörn in seiner Ahnung der dunklen Welt erfinden kann, angehängt, und dann hoch er auf die Scheibe los. Ich mit ihm; denn auch mir war das Schießen ein Bedürfnis, und jede Scheibe war mir sichtlich recht. Brahms hatte sich, mit seiner Angst einmal verwundeter Menschen vor jeder ausbrechenden Empfindung, eine Maske spöttisch abweisender Geflossenheit umgebunden und hielt sich vor der Jugend, vielleicht auch, weil seine eigene so schwer und arm gewesen war, argwöhnisch und ungläubig verwahrt; auch scheint es, daß er nicht zu den Menschen gehört hat, die den Wunsch haben, es den Nachkommen leichter zu machen, was ja vielleicht auch für diese gar nicht immer ein Vorteil ist. Nun können aber junge Leute, die der Welt ihre Arme öffnen, ohnedies kaum verstehen, daß sie nicht schon längst auf sie gewartet hat. Hugo Wolf gar, der selbst ein Vieh, das in ihm aufklang, eigentlich niemals als sein eigenes Werk, sondern als ein unverdientes Geschenk der Himmlichen empfand, deren eilender Bote zur Menschheit er nur wäre, hat den dumpfen Widerstand der Behufamen, die sich vor Enttäuschungen fürchten, niemals begreifen können. Wozu noch kam, daß Brahms im Schutze der geistigen Herrscher stand; und der Jugend schönstes Recht ist der Trost gegen die Macht, mag es auch diese selbst noch so gut meinen; wie hat der junge Schüler Goethen gehaßt! Und die Jugend jener Zeit war wieder eine, die,

das erste Gefühl noch mit der ganzen Trunkenheit des heiligen Rasens auszubampfen und (wie Goethe von sich gesagt hat) „mit ungeduldigem Streben hinzuwühlen“, den nächsten unmittelbaren Ausdruck, noch glühend, aus sich warf, während des einsam abgewendeten Johannes alternder Sinn längst nach einer ordnenden, mit gelassener Hand die Fluten teilenden, zu stillen Ufern lenkenden Kunst stand. Weshalb er für uns der „Kalle“ war. „Gehirnmusik“ sagte Hugo Wolf. Und wenn, um ihn zu necken, doch einmal ein Lied, von Brahms gesungen wurde, machte er gern den Spaß: „Geben Sie nur acht, daß Sie keinen Schnupfen kriegen, in der Kälte!“ Ich aber, damals gewillt, das Leben immer in ganz großen Vereinsungen zu sehen, gewöhnte mich also daran, mir die Menschheit zwischen zwei Rittern bedrängt zu denken, einem strahlend weißen auf stürmendem Ross, das war Wagner, und einem erbittert schwarzen, dessen Gaul das flammende Licht der Leidenschaft schenkt, das war Brahms. So schnell wird der Jüngling mit der Welt fertig, und seltsam ist nur, wie lang auch der Mann dann noch in solchen Gewohnheiten verharret. Ich kam mit so treulos vor, als ich später, widerwillig, doch Brahms zu fühlen begann, treulos gegen Hugo Wolf, treulos an meiner eigenen Jugend. Das geschah mir zuerst durch Klinger. Der war doch auch einer vom Blute Hugo Wolfs, einer von den Stürmenden, von den Hintwühlenden, einer am Kreuz der Leidenschaft! Und ich fragte mich nun, schon vor seinen Brahms gewidmeten Blättern, damals vor vierzehn Jahren schon, was denn ihn, der wie kein anderer heute der Künstler des inneren Verbrennens ist, zum „kalten“ Brahms zieht. Freilich, vor seinen ovidischen Opfern ruft er die Muse an: Gewiß ist aufgestellt, ein Leuchter flammt, in klassischer Landschaft kränzen Rosen ein geweihtes Haupt von furchtloser Stille; und vor ihm scheint alle Leidenschaft in Schwelgen entkunken. Und immer hatte Klinger das wieder: aus Gewölk plötzlich aufzusehen, nach einem still strahlenden Stern. Wie wenn nun, was uns damals an Brahms die „Kälte“ hieß, für Klinger; vielleicht der stille Stern war, der über dem Gewölk der Irdischen schwebt? Und Brahms hätte vielleicht alle rauchende Menschenlust erlitten wie wir, aber sie dann langsam von sich abgelöst, vielleicht eben weil er sie zu stark gefühlt; und aus

Weg, der zum Konflikt führen konnte, zur Verständigung abgab. Diese Verständigung, die die beiden führenden Kulturvölker des Kontinents zusammenbringt, soll nun für den Frieden an der Südgrenze unserer Monarchie wirken. Man will Serbien noch einmal zu Gemüte führen, was es bei einem Kriege auf Spiel setzt und daß es ihm vollständig entgegengehe. Die österreichisch-ungarische Diplomatie erleichtert den Mächten diesen Schritt dadurch, daß sie bisher allen anmaßenden Forderungen und allen Drohungen ernste Ruhe entgegengesetzt hat, und wenn Serbien es als sein Programm verkündet, daß es zwei Provinzen von unserer Monarchie losreißen will, unsere Vorkehrungen gegen solche Absicht als Gefährdung seiner Sicherheit denunziert, so weiß alle Welt die Berechtigung solcher Klage zu beurteilen. Europa, in dem sich der schärfste Gegensatz, der es durchzog, endlich löst, will von Serbien verlangen, daß es Ruhe halte. Es wird sich zeigen, ob das neue Ministerium, das man in Belgrad das Starke nennt, stark genug ist, um einen ehrlichen Frieden zu schaffen.

Wiedereinberufung des Reichsrates.

Wien, 24. Februar.

In dem Ministerrate, in welchem heute die Wiedereinberufung des Reichsrates für den 9. März beschlossen wurde, hat ein Vertrauensmann der tschechischen Parteien Sitz und Stimme. Die Verhandlungen des Ministerrates sind geheim und nur die Beschlüsse werden in einem Protokoll vermerkt, die Reden und Begründungen nur in dem Falle, wenn ein Mitglied des Kabinetts es ausdrücklich verlangt. Es wäre aber gerade diesmal von großem Interesse, wenn man erführe, ob Dr. Paczel dem Beschlusse des Ministerrates bedingungslos zugestimmt hat und ob er in der Lage war, seinen Kollegen im Kabinettsrat auch nur die geringste Auskunft hinsichtlich der Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses zu eröffnen. Ein Minister, der für die Wiedereinberufung des Reichsrates in der Ueberzeugung stimmte, daß seine Partei den Reichsrat wieder zuzulassen werde, wäre ein Fremdkörper im Kabinettsrat. Da sich aber in den letzten Jahren die eigentümliche Erscheinung herausgebildet hat, daß die Parteiminister im Kabinettsrat nur für sich selbst, aber nicht für ihre Parteien sprechen dürfen, kann von den persönlichen Erklärungen des tschechischen Landmannministers wohl abgesehen werden. Parteien und Minister führen ihr eigenes Leben, und das Vertrauen, welches sie verbindet, ist zuweilen nur in dem Demissionsgesuche begründet, welches so ein Minister immer für und fertig mit sich trägt. Das ist sein Akkreditiv bei der Partei. Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Dr. Paczel dem Ministerrate in schonendsten Worten nur mitgeteilt hat, was seine Parteigenossen in ihren Reden und in ihren Organen rücksichtslos — und dieses Wort gewinnt unter den herrschenden Verhältnissen eine besondere Bedeutung — also rücksichtslos verkünden, daß sie die parlamentarische Arbeit mit allen Kräften einer als Opposition markierten Obstruktion behindern werden. Wenn wir in Oesterreich nicht längst das Ausland an diesen kriegenhaften Zustand unserer parlamentarischen Vertretungskörper gewöhnt hätten, müßte die Verhöhnung des Parlamentes in dem gegenwärtigen Augenblicke der europäischen Unruhe den Mut unserer Feinde heben und die Monarchie vor dem gesamten Ausland bloßstellen. Aber diese Beschämung muß doch jeden erfassen, der noch ein Gefühl dafür hat, wenn sich angesichts der äußeren Bewandlungen Parteien zusammenschließen, um über die sicherste Methode der Vereinfachung des alljährlichen Rekrutenkontingents zu beraten. Gerade jene Nationen, welche

nicht aus sich selbst geworden sind, was sie sind, sondern ihren Aufschwung dem Staate, der Beschäftigung in diesem Staate verdanken, werden von ihren Abgeordneten in eine Richtung geführt, wo das Lager Oesterreichs nicht aufgeklagen ist. Aber der Wahrheit die Ehre, nicht um den Staat zu verderben, nicht um seine Feinde zu ermuntern, wird diese Politik, auf welche wir ein bekanntes Wort des Grafen Beust nicht anwenden wollen, verfolgt, nein, um viel geringerer Zwecke willen. Die Faust der Slavischen Union ist nur zufällig gegen den Staat, eigentlich nur gegen die Kreisvorlage, gegen die italienische Regimentsfaktat und gegen den Postierabgerichtet. Man unterlasse jeden Versuch einer sprachlichen Regelung, welche die Kreise der Gesetzgebungsvereine nur löst, man schneide den Deutschböhmen jede Hoffnung auf Gerechtigkeit und gleiches Recht ab, man gebe den Tschechen ein oder zwei Portefeuilles zur nationalen Ausbeutung, und der tschechische Patriotismus wird Rekruten bewilligen, so viel man haben will, tschechische, deutschböhmisches, italienische Rekruten. Aus den Annerionswirren will die Slavische Union die Permanenzklärung der vis facti-Methode, die Gesetzmäßigkeit in Sprachenfragen, die slovenische Unversität und ein südslavisches Landmannministerium heraus schlagen.

Obstruktion im Parlament, während die Diplomatie um den Frieden ringt und an der südslavischen Grenze Rauch aufsteigt, das ist ein zu häßliches, ein zu empörendes Wort, als daß selbst die Slavische Union nicht davor zurückschrecken würde. Wo nur Opposition, aber eine, die mit der Obstruktion dadurch nahe verwandt ist, daß sie mit der Geschäftsordnungsmäßig gegebenen Macht der Minorität das Recht der Mehrheit erschlägt. Mit der Wiedereinberufung des Reichsrates beginnt wieder der Kampf um die Tagesordnung. Die Slavische Union schwingt bereits die Keule der Dringlichkeitsanträge, um die Tagesordnung der Regierung und den arbeitswilligen Parteien zu entziehen. Die Deutschen schließen sich zusammen und fordern die Polen und die Sozialisten zur Mitwirkung auf, um das Parlament aus sich selbst heraus zu retten. Aber nur die Arbeitswilligen sind einig, die Arbeitswilligen nicht. Die Polen wollen nur vermitteln, für das Parlament gegen die Tschechen kämpfen, das wollen sie nicht, und die Sozialisten wollen die Vollziehung der Regierung nicht mit der Vollziehung des Reichsrates verwechseln wissen. Das ist Wasser auf die Mühle der Slavischen Union und eine Lehre für die deutschen Führer, die gewisse deutsch-ungarische Gesinnung bei den Polen nur als aufgelebte Schminke zu betrachten. Die Slavische Union will die gegenwärtige Regierung und auch die kommenden Ministerien einschüchtern, daß auch nicht mehr ein schwächerer Versuch gemacht werde, die tschechische Eroberungspolitik in Deutschböhmen zu hemmen, und daß nicht mehr gewagt werde, den tschechischen Beamten in den Arm zu fallen, wenn sie die Verwaltung nach ihrem nationalen Ermessen ummodellieren, und die Deutschen bleiben allein, wenn sie diesen Abschredungsmitteln entgegenzutreten wollen. Das provisorische Kabinettsrat Bienerth ist zu den anderen fünfzig Ministern versammelt worden, die in Oesterreich von ihren Erinnerungen leben, weil es keine Hoffnung hatte, zu der Tagesordnung im Abgeordnetenhause gelangen zu können. Das halbparlamentarisierte Ministerium Bienerth teilt dieses Schicksal bei der Wiedereinberufung des Reichsrates, denn auch jetzt steht vor der Tagesordnung ein großes Fragezeichen. Hoffnung gewährt nur der Genie der Stunde, in welcher diese Einberufung erfolgt.

Anregung Deutschlands zu einem Schritt in Belgrad.

(Telegramm des „Neuen Freien Presse“)

Paris, 24. Februar.

Nachdem die deutsche Regierung den französisch-englischen Vorschlag abgelehnt hat, in Wien und Belgrad einen Kollektivschritt der Mächte zu unternehmen, finden jetzt Verhandlungen zwischen den Kabinetten über die von Deutschland ausgehende Anregung statt, die Intervention der Mächte möge in Belgrad einsetzen, um eine friedliche Lösung des Konflikts herbeizuführen.

Die Hauptfrage ist, ob Rußland sich diesem Schritt anschließen wird. Es fehlen bisher den hiesigen Kreisen offizielle Andeutungen über die Haltung Rußlands. Infolgedessen scheint auch die französische Regierung keine Stellung zu dieser Frage genommen zu haben und beobachtet eine vorsichtige Reserve. Frankreich wünscht lebhaft, in der Lage zu sein, sich dem von der deutschen Staatskanzlei in dieser Frage angeregten Schritte beim jetzigen Kabinettsrat anschließen zu können, aber die französische Regierung möchte ihre Entschiedenheit von der Entscheidung des Petersburger Kabinetts und von der in London vorherrschenden Meinung abhängig. Die Entscheidung, mit welcher die deutsche Regierung in ihrer Antwortnote auf den Vorschlag einer Vermittlung in Wien ihr Festhalten an der Allianz mit Oesterreich-Ungarn betonte, legt dem französischen Kabinettsrat die Pflicht auf, auch seinerseits seine Treue zur Allianz mit dem Barenreiche zu betonen und sich von Rußland nicht zu trennen. Aber man hat hier sichere Anhaltspunkte, die aus Berlin stammen, daß Rußland keineswegs entschlossen ist, sich von einer Kollektivaktion der europäischen Mächte auszuscheiden.

Man glaubt in Berlin, das Petersburger Kabinettsrat werde unter gewissen Bedingungen dem deutschen Vorschlag einer Mediation in Belgrad zustimmen, denn aus früheren Erklärungen des russischen Kabinetts geht hervor, daß Rußland niemals territoriale Revindikationen zu unterstützen versprochen hat.

Die Verhandlungen, die im Augenblicke zwischen den Mächten über eine Vermittlung in Belgrad gepflogen werden, gelten der Frage, was die Mächte von der tschechischen Regierung für den Fall, als das Prinzip der Kollektivmeditation angenommen werden sollte, verlangen sollen. Man kennt nicht in offizieller Weise die Schwerpunktpunkte, die Oesterreich-Ungarn gegen Serbien geltend zu machen hat, ebensowenig weiß man bei den europäischen Kabinettsräten in präziser Weise, welche wirtschaftlichen Konzessionen die österreichisch-ungarische Regierung den Serben zu bieten entschlossen ist. Deshalb hält man in hiesigen Kreisen an dem Wunsch fest, die österreichisch-ungarische Regierung möge diese Konzessionen präzisieren. Wenn auch in Wien keine Geneigtheit für diesen Schritt vorhanden zu sein scheint, hofft man hier dennoch, Freiherr v. Lehrenthal werde eine Form finden, um die Mächte über seine Intentionen aufzuklären. Das müßte nicht in der feierlichen Weise einer Zirkularnote geschehen, der enggestrichelte Zweck wäre erfüllt, wenn in irgend einer anderen Weise Klarheit über die Intentionen der österreichisch-ungarischen Regierung gegenüber Serbien geschaffen würde. Diese Konzessionen könnten auch bedingungsweise definiert werden, indem sie von einer Aenderung der Haltung Serbiens abhängig gemacht werden. Dieser Schritt der österreichisch-ungarischen Regierung würde einen äußerst günstigen Einfluß

Furcht vor ihr? Und eben dieser Furcht hätte sich Klinger anvertraut, um sich durch sie vor den Dämonen zu retten, einem Akkion gleich, der seinen Hund entführt? Wie Riesche doch auch, die reizenden Hunde schon im Sockel, zu spät! Solcher bange Fragen war ich seitdem voll. Aber dann ist mir noch beschrieben worden, Brahms von der Wildenburg zu hören. Und wenn ihre große, schmerzbehaftete Stimme nun sein Lied mit starken Flügeln trug, sing es mir zu leuchten an, seine erharteten Räume lösten sich, und die kalte Nacht um ihn begann zu glänzen.

Dies alles war nun wieder in mir aufgestanden, vor den weißen Gestalten, die Klinger sein Denkmal für Brahms nennt. So weiß, alles weiß, ganz weiß, ein ruhig flutendes Weiß, ein großer, stark atmender, voller Klang in Weiß, das ist der erste Eindruck. Und lange fühlt man nichts als immer nur dieses feierlich Stille gebietende Weiß. Ein Mann steht, bärtig und streng, die Fingert der rechten Hand an die Wange gelegt, die linke, über deren vorgebognen Arm das saltige Gewand fällt, an der Hand einer auf seinem Rücken reitenden Gestalt, die ihm ihr Antlitz rechts über die Schulter streckt. Unter ihr, auch an seiner rechten Seite, der nackte Leib einer jungen, stolz und hart blickenden Frau, vor der eine dritte lauert, den medusenhaften Kopf mit geschlossenen Augen wie durch ein unerträgliches Leid oder Glück zurückgepreßt, den schweren Mund von Angst und Not bedrängt, wie trunken im Anhören. Ganz unten, vorne, drückt sich ein Kopf, laufend oder schlafend, dem Mann in die Füße. Aber der hohe Mann steht streng und fest, ein starker Wille runzelt seine Stirne, das Auge gebietet, und es scheint, daß der hohe Mann nichts weiß und nichts will als sich zu halten und fest zu stehen. In einer weißen Flut ist er, aber er hält sich und steht fest.

Ja, nun sagen aber die Leute: Vor allem ist das nicht unser Brahms, wie wir ihn gekannt haben, mit dem stillen, etwas schwerfälligen Antlitz, in das ruhiges Nachsinnen und eher eine leise Müdigkeit eingezeichnet waren! Was soll uns dieser aufrechte, herrische Gottesreiter da? Denn vor allem, sagen die Leute, muß ein Denkmal ähnlich sein! Durchhard hat einmal, den schönen Stelzhamer Wehners in Linz rühmend, diese Forderung mit allen Gründen des Verbandes vertheidigt: wir

wollen den Leuten leibhaftig so vor uns, wie er noch im Gedächtnis der Angehörigen steht, dieses Bild soll im Denkmal erhalten bleiben. Und für den Stelzhamer, der nicht durch sein Werk allein, sondern durch sein ganzes freudig inhaltendes Wesen im Lande gewirkt hat, als ein wehrer Vertrauensmann seines Volkes, hat er sicher recht. Wie aber, wenn es einer ist, den wir nur in seinen Werken verehren, ohne viel nach der zufälligen Existenz zu fragen, die seine Privatperson in den Pausen zwischen den Werken führt? Winne hat ein Denkmal für Rodenbach entworfen, da sieht man nichts vom Dichter, er ist auf seinem Denkmal gar nicht da, sondern es besteht aus einem Frauenkopf allein. Und ich kann es begreifen: denn was kümmert mich eigentlich das Gesicht des eleganten Franzosen, der Rodenbach nebenbei war? Den Dichter der toten Stadt Brüggge will ich ehren! Vor einem anderen Denkmal in Linz muß ich das immer wieder empfinden. Ich frage mich immer, vor dem Stifter auf der Promenade: Was geht mich dieser uneheliche, wohlgenährte Herr Landesfiskusinspektor an? Unter den schiefen Bäumen im Grünen vor dem alten, kleinen Wirtshaus in Hainbach, wo an einem alten Nußbaum eine verwaschene runde Tafel hängt, auf der zu lesen ist, daß hier Adalbert Stifter im Mai 1835 die Erzählung „Feldblumen“ entworfen hat, ist mir sein erdenkliches, frühlingstliches Wachen viel näher. Ein Denkmal ist ein Mal zum Andenken eines Menschen, ein Zeichen, das uns erinnern soll, was er war. Hat an dem, was er uns war, sein Gesicht mitgewirkt, wie bei schönen Frauen, Schauspielern oder auch solchen, die durch die Macht ihrer bloßen Erscheinung schon unmittelbar beglücken, entflammenden Helden oder Rednern also, so wird der Künstler ihren ermutigenden Blick oder den Glanz ihrer Stirne bewahren müssen. Ist es aber einer, der durch den Geist wirkt, den sein zufälliges Angeficht nur wie eine Maske verbirgt, was soll uns dann ein Porträt? Und heute gar, wo doch an Treue der Photograph jeden Künstler schlägt! Ich habe gar kein Verlangen, meines geliebten Döblich entschlossen große Bügel wohlgetroffen irgendwo in Stein zu sehen. Aber in meinem Garten an einjamen Haus, das er mir auf der Höhe gebaut hat, hält ich gern ein Stück, hellgrün eingegäumt und mit janzenden, buntesten Blüten bespangt und ein paar schlank in den blauen Himmel tauchende

Pappeln und ganz junge, weiße Birken in ihrer holden Anmut herum, alles so hell und unverzagt und im Chor die Luft der Erde lobend, wie sein ganzes Leben war. Das wäre mein Denkmal für Döblich.

Und so hat wohl Klinger auch seinen Brahms gemeint. Es ist seltsam, daß er, dem Brahms offenbar so viel ist, ihm immer ein anderes Gesicht gibt. Auf einem früheren Entwurf (den man in der zweiten Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes gesehen hat; er war für Wien bestimmt) sah Brahms wie Klinger selbst aus. So stark scheint der Künstler diese Maske völlig als seine eigene zu empfinden, daß er, wenn er nun ihren Schöpfer bilden soll, unwillkürlich sich selbst daraus macht. Auch hier hat er nicht gefragt, wie Brahms war, sondern was es ist, das ihm selbst mit solcher Macht aus darstellenden Tönen an die Seele schlägt. Das hat er, denkt ich, darstellen wollen: wie er selbst durch diese Musik gerettet worden ist, durch ihren Ruf, sich im Gedränge der Dämonen zu behaupten, festen Standes zu heben und ein verhaft aufrechter Mann zu sein. So habe ich es dort vernommen, einsam im Saal, mit den weißen Gestalten allein. Bis dann die lauten Menschen kamen. Da fiel mir erst ein, daß man mit Bildhauern auf der Hut sein muß. Und ich erinnerte mich an das Drama Klingers, das vor ein paar Jahren auch in unserer Sezession war. Da hatten die Sternbeuter arge Sorgen. Dann aber kam's heraus, wie das Werk entstanden war. Ein Athlet war in Leipzig. Diesen wollte Klinger bilden, in seiner Körperkraft. Um ihr aber ein Ziel und so gleichsam erst einen Sinn zu geben, schuf er später noch eine verwundete Frau dazu. Um diese Zeit war er durch die Taten der Boers bewegt. So hielt er es für ein Denkmal dieser Helden, ihren Ruhm sollte der Spruch verkünden, den er in den Block einmeißeln wollte. Dann besann er sich aber und ließ ihn weg. Nun war da ein Platz leer. Ihn auszufüllen entstand noch eine dritte Gestalt. Man muß mit den Bildhauern auf der Hut sein, sie haben manchmal einfach gerade ein Modell oder einen leeren Platz. Und vielleicht ist ihre wunderbare Macht niemals größer, als wenn das Zufällige, das sie bloß mit losen Gedanken ungefähr zu verbinden glauben, in ihrer unbewußten Hand Notwendigkeit und Bedeutung gewinnt.